

Ein Deutscher unter Tschechen

Zuzana Jürgens im Gespräch mit Joachim Bruss

Lieber Herr Bruss, wir sind leider gezwungen, das Gespräch schriftlich zu führen: Ich – gebürtige Tschechin – sitze in München, Sie – gebürtiger Deutscher – sitzen in Prag. Die deutsch-tschechische Grenze ist jetzt, Mitte Februar, wieder so gut wie geschlossen. Dass wir beide sehr gut in Ländern leben können, in denen wir nicht geboren wurden, ist auch eine Errungenschaft der letzten 30 Jahre und der Zugehörigkeit zur Europäischen Union. Fühlen Sie sich durch die wiederholte Schließung der Grenze – im Frühjahr 2020 seitens Tschechiens – an die Situation vor 1989 erinnert?

Nicht wirklich. Damals war die Ursache der geschlossenen Grenze eindeutig zuzuordnen, heute ist sie eher (immer noch) der Ratlosigkeit der Regierungen und Behörden bezüglich der Pandemie und ihrer Bekämpfung zuzuordnen, und zwar auf beiden Seiten. Die Reisebehinderungen scheinen oberflächlich ähnlich zu sein, unterscheiden sich jedoch von der Situation von vor 1989 wesentlich. Und sind, so hoffe ich, wirklich nur temporär.

Ihre Verbindungen zu dem Land in der Mitte Europas und seiner Sprache haben eine lange Geschichte. Wie kam es dazu, dass Sie angefangen haben, Tschechisch zu lernen? Gibt es dafür familiäre Gründe, oder steht eine Begegnung mit einem Buch oder einer Person im Hintergrund? Und wo und wie verlief Ihre Aneignung der Sprache und der Kultur?

Es gibt keinen familiären Hintergrund, die ganze Familie stammt aus dem Bergischen, keinerlei Verwandtschaft östlich der Elbe. Weder die Begegnung mit einem Buch noch mit einer Person brachte mich dazu, mich für das Tschechische zu interessieren. Der Weg dahin war ein Umweg, dessen Beschreibung es in einer Kurzfassung und in einer Langfassung gibt. Ich werde versuchen, die Kurzfassung verständlich zu machen: Am Anfang stand das Abitur, nach dem ich nicht so recht wusste, was ich machen sollte. Ich wollte so schnell wie möglich aus der finanziellen Abhängigkeit vom Elternhaus heraus. Deshalb wollte ich auch nicht studieren, das taten schon alle anderen aus meiner Klasse. Also begann ich eine Ausbildung zum Bibliothekar für den gehobenen Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken in Köln. Büchern wollte ich schon nahe bleiben. Dort begann dann das Unglück, ohne dass ich es bemerkte. Im Rahmen dieser Ausbildung gab es einen Kurs „Bibliothekarisches Russisch“, der im Wesentlichen aus einem

Blatt mit den Flexionsendungen der Substantive, Adjektive und Pronomina bestand. Die Ausbildung, die drei Jahre dauern sollte, habe ich nicht beendet, weil ich nach einem halben Jahr (ein Semester in Köln, ein Monat Praktikum an der Universitätsbibliothek Münster) zur Bundeswehr eingezogen wurde, wo ich 18 Monate verbringen durfte. Es war ziemlich scheußlich. Im letzten Vierteljahr dort fand ich mich mit einem Buch (also doch ein Buch, aber eben kein tschechisches) von Nina Potapowa, *Russisch für Anfänger* aus dem Verlag Langenscheidt, wieder. Und ich entschloss mich, nun doch zu studieren, was meine Eltern mit einer gewissen Erleichterung aufnahmen. Und fing an, in Bonn Slawistik, Germanistik, Allgemeine Sprachwissenschaft und Philosophie zu studieren. Die Germanistik gab ich nach drei Wochen wieder auf, da waren mir zu viele Leute. Das war 1967. Ich fing also an, Russisch zu lernen. Immer noch kein Tschechisch am Horizont, aber es nähert sich! Denn für das Jahr 1968 plante das Slavistische Seminar der Universität Bonn eine Exkursion in die Tschechoslowakei, an der ich teilnahm. Prag hat auf mich gewirkt, wie es auf viele wirkt. Und es hat mich nie wieder losgelassen. Von da an ging es schnell, wir waren vom 15. Juli bis zum 6. August 1968 in der Tschechoslowakei, ich war dann im Jahre 1969 auf der Sommerschule in Prag, und weiter geht es mit der nächsten Frage.

Konnten Sie auch in der damaligen Tschechoslowakei studieren? Falls ja, wie haben Sie sich dort als westdeutscher Student gefühlt? Wie haben Sie Kontakte geknüpft? Wen haben Sie kennengelernt?

Von Herbst 1970 bis Sommer 1972 habe ich zweimal zehn Monate an der Karls-Universität in Prag studiert, Tschechisch und Phonetik. Es war die Zeit der beginnenden Normalisierung, was sicher mit dazu beigetragen hat, dass die persönlichen Beziehungen, die zu dieser Zeit und unmittelbar danach zustande kamen, sehr intensiv waren und zum größten Teil bis heute Bestand haben. Von der Politik habe ich mich damals ferngehalten, es ging mir vor allem darum, so gut, wie es mir möglich war, Tschechisch zu lernen, vor allem auch sprechen zu lernen, was zu einem gewissen Grad wohl auch gelungen ist. Und ich habe in dieser Zeit viel gelesen.

Von außen betrachtet, haben Sie zwei Leben oder Karrieren. Zum einen haben Sie zahlreiche Bücher aus dem Tschechischen ins Deutsche übersetzt, insbesondere Texte von Václav Havel, zum anderen haben Sie für das Auswärtige Amt gearbeitet, lange Zeit auch auf der Prager Botschaft, und vor allem waren Sie von 2005 bis 2017 einer der zwei Geschäftsführer des Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds. Wie gehören diese zwei Leben eigentlich zusammen?

Diese zwei Leben oder Karrieren waren von Anfang an eng miteinander verflochten. Nach meinem Studienaufenthalt in Prag kam ich ziemlich mo-



20 Jahre Tandem: Joachim Bruss zwischen den Zukunftsfonds-Mitarbeiterinnen Kathrin Freier-Maldoner und Ingrid Koděrová bei der Jubiläumsfeier des deutsch-tschechischen Jugendaustauschprogramms 2017

tiviert nach Deutschland zurück und hätte natürlich gern das angewendet, von dem ich glaubte, mehr zu können als andere. Doch ich bekam immer mehr das Gefühl, das laufe irgendwie ins Leere. Am Slavistischen Seminar ging es weiter wie eh und je, irgendwie habe ich dann tatsächlich einen Abschluss gemacht. Schon vorher allerdings bekam ich die Information, das Auswärtige Amt suche für diejenigen, die an die neu eingerichtete Botschaft in Prag versetzt werden sollten, einen Tschechischlehrer. Damit begann 1974 meine Verbindung zum Auswärtigen Amt. Nach dem Abschluss des Studiums arbeitete ich noch fünf Jahre an der Universität als wissenschaftlicher Mitarbeiter und bereitete die Ausgabe eines sogenannten Incipitariums ukrainischer Marienlyrik vor, ein Forschungsprojekt eines der Professoren dort. Mit Tschechisch hatte das nichts zu tun. Während der gesamten Zeit bin ich jedoch mindestens einmal im Jahr in die Tschechoslowakei gefahren, um den Kontakt zu meinen Bekannten und Freunden nicht zu verlieren. Die konnten ja vor allem in den 70er Jahren das Land nicht verlassen. Und neben den gelegentlichen Tätigkeiten für das Auswärtige Amt bekam ich durch Zufall die Gelegenheit, für Čestmír Vejdělek, der damals für den Westdeutschen Rundfunk Feuilletons schrieb, auf Tschechisch, die-

se ins Deutsche zu übersetzen. Meine erste Tätigkeit als Dolmetscher (noch als Student) war für eine Delegation des Tschechoslowakischen Feuerwehverbandes in der Bundesrepublik. Eine in vieler Hinsicht sehr lehrreiche Erfahrung.

Was haben Sie dabei gelernt? Über die Tschechen oder über die Deutschen?

Sowohl als auch. Über die Deutschen, dass sie derartige Besuche sehr effizient organisieren können, so effizient, dass ich sie dann im Namen der tschechoslowakischen Delegation bitten musste, auch ein wenig Freizeit einzuplanen, weil jedes Delegationsmitglied von seiner Ehefrau, Freundin, Tochter oder sonst wem eine Liste von Dingen hatte, die doch bitte im kapitalistischen Ausland besorgt werden sollten. Auf der anderen Seite kam ich hier zum ersten Mal mit der tschechoslowakischen Funktionärsschicht in Kontakt, den ich während meines Studiums in Prag konsequent vermieden hatte. Und diese Leute fassten zu mir als Dolmetscher ein gewisses Vertrauen, sodass ich einiges erfuhr aus dem Inneren des Machtapparats, das ich zuvor höchstens gehäht, aber nicht gewusst hatte.

Die erste als Buch erschienene Übersetzung von Havels Texten, die ich finden konnte, war das Theaterstück „Der Fehler“ („Chyba“) aus dem Jahr 1983, es folgten das „Largo Desolato“ im nächsten Jahr und viele weitere, Sie sind sozusagen zu Havels Hofübersetzer ins Deutsche geworden. Wie kam diese Zusammenarbeit zustande?

Nach fünf Jahren an der Universität wurde ich in die Freiheit entlassen und so zum freiberuflichen Übersetzer. Irgendwie lernte ich Jiří Gruša kennen, der zunächst unter den Fittichen von Tomáš Kosta, irgendwo im Bergischen, also nahe bei Bonn, Zuflucht gefunden hatte. Sein Verlag für die deutschen Ausgaben seiner Werke, der in der Schweiz ansässige Reich-Verlag, hatte mich kontaktiert, ob ich nicht einen ziemlich verrückten Roman eben von Gruša übersetzen wolle. Dieses habe ich bejaht. Und bei der Übersetzung ziemlich eng mit Gruša zusammengearbeitet. Das erste Buch allerdings, das aus der Zusammenarbeit mit Gruša hervorging, ist die Anthologie *Verfemte Dichter* (1983), die erste Übersetzung von mir, die in Buchform erschienen ist. Die Zusammenarbeit mit Havel kam natürlich über Gruša zustande. Im August 1984 sind die *Briefe an Olga* erschienen, herausgegeben von Gruša, übersetzt von mir.

Der Roman „Dr. Kokeš, Meister der Jungfrau“ von Jiří Gruša ist erst 2016 im Rahmen der Werkausgabe erschienen – war es dieser „ziemlich verrückte Roman“, von dem sie gerade sprachen?

Ja, es war dieser Roman. Die Übersetzung des *Dr. Kokeš* war so weit fertig, doch Gruša wollte unbedingt den Verlag wechseln. Wir waren daher so

verblieben, dass wir uns nach meiner Rückkehr aus Prag mit der Lektorin des neuen Verlags zusammensetzen und gemeinsam daran arbeiten wollten. Nachdem ich wieder in Bonn war, beziehungsweise Meckenheim, wo ich zu dieser Zeit wohnte, erfuhr ich, dass Gruša schon einige Zeit fleißig mit der Lektorin zusammenarbeitete, die ihm versprochen hatte, daraus einen „schönen Text“ zu machen. Es dauerte noch einige Zeit, bis ich das zu sehen bekam, was die beiden mit dem Text des Autors angestellt hatten. Meine Reaktion war eindeutig: Der Autor ist der Autor, er kann mit seinem Buch machen, was er will, aber wenn der Text in dieser in Zusammenarbeit mit der Lektorin hergestellten Fassung erscheinen soll, werde ich meinen Namen als Übersetzer zurückziehen. Was ich dann auch getan habe. Das Buch ist dann unter einem anderen Titel ohne Angabe eines Übersetzers erschienen. Meine Übersetzung ist dann 2016 in einer von mir noch einmal überarbeiteten Fassung erschienen.

Normalerweise beraten sich Übersetzer mit den Autoren, es gibt es immer Wörter oder Passagen, die schwer zu übersetzen sind. Ich nehme an, dass so ein Austausch mit Václav Havel in den 1980er Jahren nicht möglich war, oder doch? Und was waren die Herausforderungen beim Übersetzen seiner Texte?

Havel war als Person für den Übersetzer nicht kompliziert, er wusste, dass er nicht so gut Deutsch konnte, um kompetent über die Übersetzung urteilen zu können. Schwierig zu übersetzen war er immer dann, wenn seine Sätze so lang und verschachtelt waren, dass sie im Tschechischen manchmal einen sehr deutschen Eindruck machten, ohne dass sie so ohne Weiteres ins Deutsche hätten übersetzt werden können. Das erste umfangreichere Buch von Havel, das ich übersetzt habe, waren die *Briefe an Olga*, auch in der Zusammenarbeit mit Gruša und Jan Lopatka, dem Herausgeber der tschechischen Dissidentenausgabe.

Was den unmittelbaren Kontakt zu Havel angeht, kommt hier wieder ins Spiel, wie sich meine beiden Leben durchdringen. Im Jahre 1984 trat das Auswärtige Amt an mich heran, ob ich bereit sei, im April für vier Wochen die Urlaubsvertretung des dortigen Leiters des Sprachendienstes zu übernehmen. Obwohl meine Familie und ich für gerade diesen Zeitraum einen Urlaub in der Toskana geplant hatten, gab ich Prag den Vorzug. Diese Entscheidung hatte schwerwiegende Folgen, sowohl privat als auch für meine Arbeit als Übersetzer.

Die erwähnten Urlaubsvertretungen, die einmal im Jahr einen in der Regel vierwöchigen Aufenthalt an der Botschaft bedeuteten, ermöglichten mir den persönlichen Kontakt nicht nur mit Havel, sondern auch mit anderen

Schriftstellern aus dem Kreis der Dissidenten oder der sogenannten Grauzone, also geduldet, aber nicht offiziell anerkannt.

Haben Sie heute noch einen Übersetzungswunsch, ein Buch, das Sie unbedingt ins Deutsche übersetzen möchten? Und eine Unterfrage: Wie hat sich der Buchmarkt, haben sich die Verlage und ihr Interesse an der tschechischen Literatur seit den 1980er Jahren verändert?

Bei mir liegen zurzeit noch zwei Bücher, das eine ist schon übersetzt, muss aber noch überarbeitet werden, das andere wartet noch darauf, übersetzt zu werden. Mehr möchte ich dazu noch nicht sagen, weil ich einfach nicht weiß, wann ich meine Faulheit überwinde und mich an die Arbeit mache. In beiden Fällen gibt es bis jetzt noch keine Verlage.

Und damit sind wir bei der Unterfrage: Das Interesse an tschechischer Literatur an sich ist nicht sehr groß, obwohl es Übersetzungen von Gegenwartsliteratur gibt. Außerdem hat sich die Bedeutung des Übersetzers geändert. Für die Dissidentenliteratur war die Übersetzung ins Deutsche oder Englische existenziell wichtig, weil sie auch in das Land zurückwirkte. Heute hat der tschechische Autor seinen Markt im Inland, das ist für ihn primär wichtig.

Ich würde gerne nun die Aufmerksamkeit auf ihr „zweites“ Leben lenken: Als wir letztes Jahr an den Besuch Václav Havels in München am 2. Januar 1990 erinnert haben, habe ich auf einem Foto auch Sie entdeckt, Sie waren als Dolmetscher dabei. War es schon im Rahmen Ihrer Tätigkeit für das Auswärtige Amt? Und wie haben Sie dieses Ereignis in Erinnerung?

Am 2. Januar war ich noch Freiberufler, wurde aber vom Auswärtigen Amt für diese Gelegenheit verpflichtet. Es war einigermaßen abenteuerlich, denn ich befand mich auf Urlaub in Cornwall und besaß vor allem keine Kreditkarte, sodass ich mir Geld für den Rückflug nach Deutschland leihen musste. Zudem gibt es am 1. Januar in England kaum Nahverkehr, sodass ich am 1. Januar um 4.45 Uhr von Penzance aus mit dem Bus nach Heathrow gefahren und von dort nach Bonn geflogen bin, wo ich dann auch wieder an Geld kommen konnte. Und an Bekleidung, denn mit Gummistiefeln wollte ich dann doch nicht in München den Präsidenten dolmetschen. Die Sache war für mich auch rein vom Dolmetschen her aufregend, war es doch die erste Pressekonferenz, die ich überhaupt dolmetschen musste, zwischen Weizsäcker und Kohl sitzend. Na ja, ich habe es überstanden, und es hat mir nicht geschadet. Ab Juni 1990 war ich Angestellter im Auswärtigen Amt, die Urlaubsvertretungen habe ich weiterhin gemacht, aber jetzt ohne einen jeweils neuen Arbeitsvertrag. Und am 28. Februar 1994 habe ich meine Stelle an der Botschaft in Prag angetreten.

Nach langjähriger Arbeit in der Prager deutschen Botschaft wurden Sie 2010 als der deutsche Geschäftsführer des 1997 ins Leben gerufenen Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds berufen. Worin bestand eigentlich die Arbeit – ist es mehr eine politische, bürokratische oder kreative Aufgabe?

Ich war zunächst Geschäftsführer ein halbes Jahr ohne Bezahlung, dann vier Jahre mit Bezahlung, dann noch drei Jahre ohne Bezahlung. Danach noch ein halbes Jahr als Lückenbüßer im Verwaltungsrat, da wegen der verzögerten Regierungsbildung die deutsche Seite den deutschen Teil des Verwaltungsrats nicht neu ernennen konnte. Die Aufgabe des Zukunftsfonds ist von der Politik vorgegeben, geht aber für meinen Begriff über das reine politische Geschäft hinaus, indem er vor allem gesellschaftliche Initiativen, die dem gegenseitigen Verständnis dienen, auf allen nur möglichen Ebenen finanziell unterstützt. Das geht von gemeinsamen Feuerwehrfesten bis zur Veranstaltung wissenschaftlicher Konferenzen. Seinen guten Ruf hat der Zukunftsfonds dadurch erworben, dass er immer versucht hat, so wenig bürokratisch wie nur möglich zu sein. Ohne eine gewisse Bürokratie geht es aber auch nicht, weil ja Gelder der Regierungen verwaltet werden müssen. Im Anfang ging es zu einem großen Maße um die Entschädigung von KZ-Opfern, auch das hat der Fonds gut gemacht, sodass er später, bei der Zwangsarbeiterentschädigung, als Partnerorganisation der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung, Zukunft“ für die Tschechische Republik ausgewählt wurde.

Ohne den Zukunftsfonds gäbe es eine ganze Reihe von deutsch-tschechischen Kooperationen und Projekten nicht, eines seiner großen Tätigkeitsfelder war die bereits erwähnte Entschädigung. Seine Existenz stand aber auch mal an der Kippe. Wie sehen Sie seine Zukunft?

Die Finanzierung des Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds war immer für einen Zeitraum von etwa zehn Jahren sichergestellt. Damit war er, und das ist wichtig, unabhängig von den Haushaltsjahren der jeweiligen Regierungen, er hat seine Gelder selbst verwaltet. Das bedeutet jedoch auch, dass alle zehn Jahre aufs Neue die beiden Regierungen überzeugt werden müssen, dass der Zukunftsfonds noch immer seine Berechtigung hat. Und das hängt natürlich immer von der gerade gegebenen politischen Situation ab. Daher wage ich wegen der sich ständig ändernden Bedingungen auf dieser Welt hier keine Voraussage. Ein paar Jahre hat er noch, und ich würde mir wünschen, dass es auch weitergeht, denn die Unterstützung des gegenseitigen Verständnisses und immer wieder neuen Kennenlernens ist eine Aufgabe, die so schnell nicht obsolet wird.

Wie hat sich in den Jahren, in denen sie die beiden Nationen begleiten, die Beziehung zwischen Deutschen und Tschechen, die Sicht aufeinander verändert?

Hier würde ich zwei Ebenen unterscheiden, die eine wäre die private, persönliche, auf der sich im Verhältnis zu den Menschen nicht viel geändert hat. Wie ich schon sagte, stammt ein großer Teil meiner tschechischen Freunde und Bekannten aus der Zeit vor 1989. An unserem Verhältnis hat sich nicht viel geändert. Ihre Verhältnisse im Sinne der Lebensführung haben sich natürlich grundlegend verändert, und die meisten haben dies auch leidenschaftlich begrüßt, unabhängig von der dann sehr unterschiedlichen politischen Orientierung.

Ganz anders verhält es sich natürlich mit den Möglichkeiten, die sich nach 1989 für die tschechische Gesellschaft und Politik eröffneten. Hier würde ich eine weitere Unterscheidung machen: Gesellschaftlich gesehen, ist das Verhältnis insgesamt sehr viel besser geworden, von Residuen „alten Denkens“ auf beiden Seiten mal abgesehen. In der Politik war es sehr viel schwieriger und mühsamer, wie die Verhandlungen über den sogenannten



Prominente Verabschiedung: Joachim Bruss (rechts) anlässlich seines Abschieds in die Pensionierung im Juni 2010 mit Ludvík Vaculík in der Prager deutschen Botschaft

Nachbarschaftsvertrag von 1992 und dann über die Deutsch-Tschechische Erklärung von 1997 gezeigt haben. Nach dieser Erklärung kam es dann noch einmal zu einer Bewegung hin zum Positiven in den Beziehungen. Auch habe ich den Eindruck, dass vieles von dem, was ältere Menschen auf beiden Seiten immer noch bewegt, jüngere kaum noch interessiert. Das ist im Übrigen einer der Gründe, weshalb ich gern an den Bohemistentreffen des Collegium Carolinum in München teilnehme, zeigen sie doch, mit welcher Selbstverständlichkeit man heutzutage in beiden Ländern abwechselnd studieren und arbeiten kann. Welch ein Unterschied zu den Umständen Anfang der 70er Jahre, als ich zu einer Handvoll westdeutscher Studenten an der Karls-Universität gehörte!

Also, es hat sich viel, das meiste zum Positiven, verändert, doch gewisse Grundbedingungen sind geblieben: Die Tschechische Republik hat weiterhin 10 Millionen Einwohner, Deutschland 80 Millionen, und so etwas wirkt. Und verlangt von dem Größeren mehr als von dem Kleineren.